

(Nachdruck verboten.)

27

Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

Dies Vermögen, sich im Zaum zu halten in Liebesfachen, sowie sie ernst zu werden drohten und mehr beanspruchten, als den Körper und das bischen seelische Regen, ohne das es nun einmal auch dabei nicht ganz abgeht, nannte Schäfer „die rechte Lebenskunst“ und war stolz auf seine Fertigkeit in ihr, weil er es für Stärke hielt. —

Der ständige, leichte Regen paßte ausgezeichnet zu der beiden Stimmung. Ein klein wenig melancholisch war es, alles Wirkliche lind verschleiern, und zugleich ohne Aufregung und Leidenschaftlichkeit.

„Einfach stilvoll,“ behauptete Schäfer.

Otto meinte: „Leider wird der Genuß nicht mehr lange dauern. Der Regen hat alle Wärme aus der Luft weggespült und damit für jetzt wohl seine Schuldigkeit getan. In ein, zwei Tagen ist's vorbei mit ihm, vorläufig wenigstens. So weit ich die hiesige Natur kenne.“

Am Freitag regnete es nicht mehr.

Samstagnacht fror es sogar schon, wenn auch nicht sehr, da die grauen Wolken das nicht zuließen.

Als Schäfer am Morgen die Fenster öffnete, konnte er zum erstenmal seit seinem Hiersein die Berge ringsum deutlich erkennen.

„Wie leicht landierte Früchte sieht alles aus,“ sagte er beim Frühstück, das er sich hier angewöhnt hatte. „Wie ein ganz zarter Zuckerguß über Wege, Häuser, Bäume und Berge.“

„Siehst ja immer noch alles recht poetisch, ich gratuliere. Einem realistischen Gemüt liegt ein anderer Vergleich näher.“

„Und?“

„Es sieht aus, als ob die ganze Welt mit einem zähen Schreinerleim überkleistert wäre,“ sagte Otto.

„Bist wirklich unverbesserlich.“

„Ich schläge vor,“ fiel Magda ein, wir benutzen die gute Gelegenheit und zeigen Doktor Schäfer heute nachmittag unser Forsthaus.“

„Was? Du bist ja höllisch unternehmungslustig!“ Otto war gar nicht gewöhnt, daß seine Frau Vorschläge machte.

„Wir müssen Doktor Schäfer doch unsre Hauptsehenswürdigkeit zeigen.“

„Mir solls recht sein.“ Er wandte sich zu Schäfer:

„Das Forsthaus liegt eine Stunde von hier. Es heißt allgemein das Forsthaus, obwohl es ihrer noch genug giebt außer ihm. Aber es ist das einzige, das auch Wirtschaft hat, also der einzige Ausflugsort, wenn so ein Ausflug ein Ziel haben soll. Darin stimme ich nun mit der Bevölkerung überein, daß ein Ausflug ohne Ziel, das heißt ohne die Möglichkeit, nachher was Vernünftiges essen und trinken zu können, überhaupt kein Ausflug ist.“

„Nur ein einziger Ort, wohin man einen Ausflug machen kann? Ich finde, daß paßt wieder sehr gut zum Ganzen. Ein wenig pauvre, aber es muß so sein hier, deshalb gefällt mir.“

„Dir gefällt ja aber auch rein alles hier! Das ist geradezu gräßlich!“

„Wollen wir also hinfahren?“ fragte Magda.

„Könnten wir denn nicht zu Fuß gehen?“ meinte Schäfer.

„Das wird sich schlecht machen, es ist glatt draußen,“ erwiderte Otto.

Gerade als sie abfahren wollten, kam der Formnermeister Bindolf, atemlos, voll Schreden. Ein Mann war einem Fahrrad zu nahe gekommen, das sich glücklicher Weise nur langsam bewegte. Es hatte seinen rechten Arm gesaßt, und der Mann wäre verloren gewesen, wenn nicht Franz Kranz grade mit einem Weil daneben gestanden und instinktiv, blitzschnell den Arm durchgehakt hätte.

Otto war wütend. „Da haben wir die Versicherung! Diese verdamnte Invaliditätsversicherung, seitdem sind die Menschen nochmal so undorftig!“

Magda eilte in das Haus, dem Arzt zu telephonieren, während Schäfer ratlos dastand und Otto vor sich hin schimpfte.

Merkwürdig, dachte Schäfer, bei solchen Gelegenheiten thun die Frauen meist sofort, ohne erst lange überlegen zu müssen, das Richtige, während unsereiner erst 'ne ganze Weile dumm dabei steht.

„Ich bitte, Herr Direktor, komme Sie mit!“ bat Bindolf.

Otto wollte erst nicht. „Ich kann ihm im Augenblick doch nichts helfen.“

„Aber der gute Eindruck, den's macht, Herr Direktor! Was wer'n die Leut' denke, wenn Sie grad jetzt spazieren fahr'n . . . Nachher könne Se's ja immer noch.“

Otto biß die Zähne aufeinander. Was lag ihm an den Leuten und daran, was sie dachten! Aber er schwieg. Vor dem Formnermeister mochte er darüber doch nichts sagen, das wäre dumm gewesen. Man soll sich nicht schlechter machen, wenn einen die Leute für besser halten, als man ist.

Magda trat wieder aus dem Haus und rief dem Kutscher zu: „Fahren Sie schnell dem Doktor entgegen, Fritz. Er will sofort aufbrechen, hat er mir eben gesagt. Die Pferde nicht geschont!“

Der Kutscher fuhr mürrisch ab und nicht sehr schnell, da Otto immer noch schwieg. Mein Gott, ähnliches kam doch öfter vor. Warum war der Mann auch nicht vorsichtiger gewesen. Der Arm war weg, da konnte auch das schnellste Fahren nichts gegen helfen.

„Was steht Ihr denn? So kommt doch mit! Vielleicht können wir dem Armen seine Lage etwas erträglicher machen,“ sagte Magda.

Otto schvollen die Adern auf der Stirn. Was die sich jetzt herausnahm! Das wurde ja immer besser. „Willst Du das nicht gefälligst unsre Sorge sein lassen, was jetzt zu thun ist, ja?“

Magda schwieg und war wieder die scheue Frau wie gewöhnlich. Wie konnte sie auch nur einen Augenblick vergessen, daß sie nur ein Frauenzimmer war, das zu schweigen und zu parieren hat.

Otto sah misstrauisch auf sie. Wenn das der einzige Erfolg war im Verkehr mit dem Federsucher, diese Auffässigkeit und Selbständigkeit, dann dankte er bestens.

„Geh' gütigst ins Haus solange, bis Schäfer und ich das Nötige angeordnet haben.“

Magda sah den Zorn ihres Manns. Nur keine Scene vor Doktor Schäfer und dem Formnermeister, dachte sie und ging stumm ins Haus.

Man hatte den Berunglückten, der ohnmächtig geworden, auf den Hof getragen. Alles, was gerade von der Arbeit abkommen konnte, stand um ihn herum. Die Gesichter der meisten sahen mehr neugierig als mitleidig auf den Mann, der nur mit einer Pferdedecke unter sich auf dem kalten Boden lag.

„Seid Ihr toll, den Mann hier in die Kälte zu legen?“ fuhr Otto die Leute an. „Daß noch der Frost in die Wunde kommt! Sofort schafft etwas, daß er in seine Wohnung gebracht werden kann.“

Die Leute zerstreuten sich. Mit dem Direktor war im Augenblick nicht gut Kirschen essen, das sahen sie gleich.

Franz Kranz unterhielt sich eifrig mit einigen, auf welche Weise man den Verletzten am leichtesten nach Hause schaffen könnte.

Schäfer sah sich den Mann an, der noch nicht alt sein konnte. Sein Gesicht war totenblau, und die Lippen fest aufeinander gepreßt im Schmerz. Um den Armstummel hatte man einen dicken Strick geschmürt, um allzu reichlichen Blutverlust zu verhindern. Dann hatte man die ersten besten Lappen um den Stumpf gewickelt, durch die aber immer noch langsam dunkles Blut sickerete. Der ganze Mensch war mit Blut besudelt, und über die Strecke, die man ihn vom Maschinenraum hierher getragen, lief eine dünne Blutspur wie ein roter Faden, ab und zu nur unterbrochen von einer roten Lache.

„Er hat gut und gern einen Eimer Blut verloren,“ meinte Schäfer erschrocken.

Otto schwieg, kante ungeduldig auf seinen Schnurbart

und wartete, daß der Mann endlich in seine Wohnung transportiert würde.

„Wird wieder 'ne nette Schererei und Schreiberei werden!“ knurrte er grimmig.

Nun kam auch das Weib des Verunglückten weinend und heulend auf den Hof gelaufen, warf sich vor ihrem Mann nieder und schrie wie ein wildes Tier.

Endlich kam Franz Kranz mit drei andren. Sie trugen eine Thür, die sie am Comptoir ausgehoben hatten. Kranz hatte Pragis in derlei von Elbersfeld her, wie er sagte. Ein Fuhrwerk würde zu sehr rütteln. So würde der Verwundete am wenigsten Schmerzen fühlen.

Sie schoben den immer noch Besinnungslosen auf die Thür, hoben sie hoch und trugen ihn auf den Schultern aus dem Hof. An jeder Thürede ging einer.

Da fing das Weib erst recht an zu jammern, weil ihr in unwillkürlicher Ideenverbindung die Vorstellung kam, ihr Mann würde schon jetzt so gut wie zu Grabe getragen.

Schäfer schauderte. Wenn man das Weib nur ein wenig trösten könnte! Aber alle Worte waren da so schrecklich nichtsagend.

Otto griff in die Tasche und gab der Frau einen Fünzigmarktschein. Das war ein Trost, besser als Worte.

Die Frau folgte nun den Trägern ein wenig ruhiger.
(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotte wih.

Es ist ein sehr auffallender Zug in der Entwicklung der jüngsten Erdzeiten, daß sich die Gehirnhöhle bei den höheren Tieren stetig vergrößert. Bis zum Ausgang der sekundären Periode hatte sich eine Tendenz zu Körpergröße und Körperstärke geltend gemacht, und die Reptilien waren damals der Höhepunkt der organischen Entwicklung gewesen. Vom Tertiär an verloren Körpergröße und Stärke ihre Ueberlegenheit immer mehr, und an ihre Stelle trat in der organischen Welt ein Streben nach Erlangung einer größeren Gehirnmasse. Wenn man nach dem Zweck dieses Strebens fragt, so wird man sich wohl der Meinung E. Ray Lantasters anschließen können, die dieser einem Bericht von „Nature“ zufolge in der Jubiläumsschrift der Pariser Société de Biologie 1899 ausgesprochen hat. Die Vergrößerung des Gehirns ging Hand in Hand mit der Erweiterung der geistigen Fähigkeiten. Um Instinktregungen zu erzeugen, die sich im Geleise ererbter Nervenmechanismen bewegen, bedurfte es keines sehr großen Gehirns. Um aber eine stets neue geistige Reaktion auf neu sich einstellende Verhältnisse zu bewirken, dazu gehört ohne Zweifel ein viel weitächtiger angelegter Apparat — eine Zunahme der Gehirnmasse. Um gegenüber körperlich überlegenen Feinden zu bestehen, dazu war aber die Ausbildung geistiger Fähigkeiten das beste Mittel. Nun hält aber die Vergrößerung des Gehirns bei den Tieren auch noch in den späteren tertiären Zeiten, wahrscheinlich bis herab auf die Gegenwart an, während doch die großen Reptilien schon früher ausgestorben waren. Aber die Zunahme geistiger Fähigkeiten bei einigen Tieren mußte notwendigerweise auch bei den meisten andren die gleiche Entwicklungsrichtung hervorrufen. Man braucht dabei nicht einmal an eine Konkurrenz der Tiere in geistiger Regsamkeit zu denken und anzunehmen, daß die weniger klugen vernichtet wurden. Denn wir haben tierische Entwicklungsreihen, die sich vom Beginn des Tertiär bis auf unsere Zeit verfolgen lassen. Die Klugheit einiger Tierarten fordert die Klugheit andrer heraus. Ein Hund, der isoliert gehalten wird, weiß sich einer Rabe gegenüber nicht zu benehmen, und ein Pferd, das ziehen lernen soll, spannt man mit einem solchen zusammen, das schon ziehen kann. Die Tiere haben ohne Zweifel einen erzieherischen Einfluß aufeinander. Die stärkste Einwirkung aber erhielten die Tiere in geistiger Beziehung sicher vom Menschen oder seinen Vorfahren. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß überhaupt die ganze Entwicklung, die auf eine Vergrößerung des Gehirns hinfielte, von menschenähnlichen Tieren ausging. Diese gewannen infolge ihrer Klugheit solche Ueberlegenheit über die gesamte Tierwelt, daß dieselbe gezwungen war, sich ebenfalls nach der geistigen Seite hin zu entwickeln. Auch dabei braucht man nicht gerade an einen Untergang der weniger begabten Tierarten zu denken. Allerdings mögen verschiedene von ihnen ausgestorben sein, aber die meisten mögen sich direkt und individuell der Klugheit des Menschen angepaßt haben, das heißt, klug geworden sein. Das Schießpulver ist verhältnismäßig kurze Zeit erst erfunden und noch viel kürzere Zeit wird es zur Erjagung von Tieren benützt. Aber es giebt fast kein Wildtier, das nicht den Pulvergeruch kennt und ihm schon von weitem zu entfliehen suchte, falls es ihn wahrnimmt. Dabei kann die heutige bequeme Jagdmethode mit dem Schießgewehr nicht im mindesten verglichen werden mit der früheren, bei der der Mensch alle Mittel der Klugheit anwenden mußte, um seine Beute zu überlisten. Damals war der Mensch oder sein Vorfahr dem Tiere noch nicht so kolossal überlegen wie heute, und eben

deshalb war er gezwungen, ihm viel direkter entgegenzutreten, direkt auf dasselbe einzuwirken und also auch seine geistigen Fähigkeiten hervorzuloden oder zu fördern. Ein Tier, klug geworden, machte nun seinerseits andre Tiere klug. Man braucht also gar nicht einmal den Kampf ums Dasein und den Untergang vieler Tierarten — denn seit Beginn der Tertiärzeit sind so viele nicht ausgestorben — anzunehmen, um die Entwicklungsstendenz seit Beginn jener Epoche zu erklären. Einige wenige Wesen, deren geistige Fähigkeiten sich unter der Nachstellung starker Feinde entwickelt hatten, wirkten derart auf alle andren, und diese wieder gegenseitig auf einander ein, daß eine allgemeine Erhöhung der geistigen Qualitäten, eine Vergrößerung der Gehirnmasse die Folge war.

Ein Tier, das hervorragende geistige Regsamkeit erlangte, konnte schließlich der Körpergröße und Stärke entbehren. Als kleines schwaches Wesen hatte es sogar den Vorteil, weniger Nahrung zu bedürfen und sich leichter ernähren zu können. So ist es wahrscheinlich zu verstehen, daß die kleinen Säugergattungen der Mäuse und Beuteltiere und die Sperlingsvögel sich so überaus reich entfalteten konnten. Wilhelm Haede meint zwar, auch in der Entwicklung der recenten Tierwelt eine Tendenz zur Körpergröße im Verein mit geistiger Höhe zu erkennen. Als Beispiel führt er unter vielen andren die Entwicklung des Großaffenstammes über Insektenfresser, Halbaffen, Affen, Menschenaffen an. Es ist ja gewiß anzunehmen, daß Klugheit gepaart mit Stärke mehr vermag als Klugheit allein, aber in vielen Fällen wird doch die letztere vollständig ausreichen. Unsere heutige Tierwelt weist sehr verschiedene große Vertreter auf, aber jede Art hat doch eine konstante Größe. Nur unter den niederen Tieren scheinen die Körpermaße höchst variabel zu sein, und zwar hängen sie hier, wie A. D. Mead für eine Seeferisart gezeigt hat („American Naturalist“ Jan. 1900), außerordentlich von der Nahrungsmenge ab. Durch verschiedene Fütterung zog dieser Forscher in wenigen Monaten Exemplare heran, von denen die einen den andern um das Fünzigfache überlegen waren. Auch die meisten Pflanzen erreichen, je nach der Nahrungsmenge, die ihnen zur Verfügung steht, eine sehr verschiedene Höhe. Aber auch bei ihnen giebt es doch gewisse Grenzen; noch viel enger gezogen sind diese bei den höheren Tieren, wenn auch bei ihnen eine gute Fütterung im allgemeinen Größe erzeugt. Man nimmt mitunter an, daß Nahrungsüberfluß zwar Größe und volle Gestalt hervorbringe, die Leistungsfähigkeit dagegen vermindere. Das ist aber vielleicht nur für einige Sorten von Menschen richtig, denn andererseits ist es auch gewiß, daß hohe Leistungsfähigkeit nur bei guter Ernährung erzielt werden kann. Es scheint sogar, daß gewisse Fähigkeiten nur dann hervortreten, wenn die Nahrungsaufnahme überreichlich ist. Daraus deuten vor allem viele Rassen der dem Menschen nächststen Tiere und Pflanzen, die ihre auffallendsten Eigenschaften nur dann hervortreten lassen, wenn sie übermäßig genährt werden, dagegen sofort versagen, wenn die Nahrungsgabe nur mäßig ist. In der organischen Substanz scheinen unendliche Fähigkeiten, unendliche Bildungsmöglichkeiten zu schimmern, und jede neue Einwirkung von außen bildet den Körper um, aber in vielen Fällen kann diese Umbildung nur dann sich gut vollziehen, oder ist überhaupt nur dann möglich, wenn dem Körper alle Baustoffe in reicher Menge und zur beliebigen Auswahl zugeführt werden. Recht lehrreich ist in dieser Beziehung ein Kulturversuch, den Hugo de Vries mit einer Abart des Gartenmohns angestellt hat, der außer der großen normalen Fruchtkapsel noch kleine Nebenkapseln entwickelt. (Cinquantesime de la Société de Biologie.) Wird der Mohn unter ungünstigen Verhältnissen ausgezogen, so entstehen nur ganz wenige Nebenkapseln; je besser aber die Bedingungen sind, unter denen er heranwächst, um so schöner entwickelt sich dann die anormale Eigenschaft der Pflanze. Es entstehen ganze Kränze von Nebenkapseln, die dem Mohn ein eigenartiges Aussehen verleihen. Diese Nebenkapseln sind Umbildungen von Staubfäden, und offenbar können sich um so mehr Staubfäden zu Fruchtkapseln umbilden, je reicher die Nahrung fließt. Die letztere erhöht also nicht die Fülle und Größe der Pflanze, sondern sie bringt direkte Neubildungen hervor. Es ist bemerkenswert, daß die Kapselbildung nur dann reichlich auftritt, wenn die Pflanze in der ersten Jugendzeit gut gepflegt wird. Eine Störung während der ersten Entwicklungsperiode, z. B. ein Umpflanzen, ein Verschatten usw., hatte auf die Ausbildung ihrer Eigenschaft den nachteiligsten Einfluß. Dagegen war es für diesen Zweck ziemlich gleichgültig, ob schwerer oder leichter Samen ausgefät wurde oder ob der Samen von großen oder kleinen Früchten genommen wurde. Das Entscheidende war allein die reiche Ernährung während der ersten Wochen der Entwicklung.

Wo Nahrungsmangel herrscht, da entstehen im allgemeinen Zwergeformen. Aber es beruhen doch nicht alle Zwergeformen auf ungenügender Ernährung. Es giebt auch einen Zwergwuchs, der von dem aus Nahrungsmangel hervorgegangenen verschieden ist. Was einen solchen Zwergwuchs bei Pflanzen anbelangt, so hat Paul Gauchery darüber eingehende Untersuchungen (Annales des Sciences naturelles) angestellt, die erkennen lassen, daß die Zwergwespen gewissermaßen Varietäten, aber keineswegs Miniaturbilder der normalen Gewächse sind. Ihre Blüten und Samen sind nicht einmal viel kleiner als bei den normalen Pflanzen, doch haben sie meist einfache ungekeimte Blätter, unverzweigte Stengel, kürzere und weniger zahlreiche Internodien. Auch im anatomischen Bau zeigen sich zwischen den Zwergwüchsigsten

und den normalen Pflanzen Unterschiede, die nicht sowohl auf den Proportionen, als auf der Qualität der Gewebe beruhen. Die Existenz derartiger Zwerghformen ist darum von Wichtigkeit, weil sie als Beweis gegen den Einfluß äußerer Lebensbedingungen angesehen werden könnte. Allein der Zwerghwuchs bei normaler Ernährung unterscheidet sich doch eben von jenem Zwerghwuchs, der infolge von Nahrungsmangel eintritt. Denn bei dem ersteren zeigt die Pflanze abweichende Eigenschaften und es ist nicht unmöglich, daß zur Hervorbringung solcher abweichender Merkmale eine so große Nahrungszufuhr nötig ist, daß trotz derselben die Pflanze klein und niedrig bleibt. Noch wahrscheinlicher aber ruhen die Eigenschaften des Zwerghwuchses bereits im Samen. Bei der Ausbildung des Samens aber machen sich die verschiedensten Einflüsse geltend, schon die Lage desselben im Fruchtknoten kann auf seine Ausbildung von so großer Bedeutung sein, daß aus den verschiedenen Samenformen eines Fruchtknotens nicht durchaus die gleichen Pflanzen hervorzugehen brauchen. Vielleicht ist dieser anormale Zwerghwuchs aber wirklich erblich, er hängt also nicht von den äußeren Einflüssen ab, welche auf den Samen eingewirkt haben. Aber auch so kommt man nicht um die Einwirkung des Milieus herum. Denn die Vorfahren müssen doch ihre Eigenschaften auch einmal erworben haben, auch sie sind einmal nichts anderes gewesen als das Produkt ihrer Verhältnisse. —

kleines Feuilleton.

— Einen „Heinrich Seidel-Abend“ hatte die Lessing-Gesellschaft am Montag im Beethoven-Saale veranstaltet. Von der Beliebtheit des Dichters zeugte der große Andrang des Publikums, das den Saal bis auf den letzten Platz gefüllt hatte. Die Gedichte und Prosastücke, die zum Vortrag gelangen, dürften wohl noch ein erhebliches dazu beigetragen haben, diese Beliebtheit des mecklenburgischen Dichters zu erhöhen. Seidels Verse haben etwas Knappes, Volkstümliches und Ungeläufiges; seines Naturempfindens und ein liebenswürdiger Humor kleiden stets seine oft reich pointierte Satire ein. Wer Seidels Gedichte hört oder liest, wird lebhaft an Friedrich Reuter und Wilhelm Busch erinnert; Seidel hält zwischen beiden eben die Mitte. — Fräulein Jeanne Holz sang verschiedene Kompositionen Seidelscher Gedichte; ihr Vortrag war gut, nur reichte ihre Stimme, die sonst einen weichen und angenehmen Klang hat, in der Höhe nicht recht aus. Otto Sommerstorff und der Dichter, Heinrich Seidel in eigener Person, trugen verschiedene Gedichte ernst und humoristischen Inhalts unter allgemeinem Beifall vor. Zum Vortrag gelangten u. a.: „Die Musik der armen Leute“ — „Beverneft im russischen Dampfbade“ und „Der Eierlegen“, der wahre Heiterkeitsstürme entfesselte. —

— Ueber Wege und Verkehrsmittel in China sprach in der Gesellschaft für Erdkunde kürzlich Freiherr v. Richthofen; nach seinen Ausführungen ist China das Land des wimmelnden Verkehrs im Gegensatz zu dem europäischen Verkehr mit großen Kräften. Einerseits ist der Umsatz im Lande sehr bedeutend, andererseits wären z. B. für die Leistung eines Güterzuges Berlin-Köln mit 25 Lowry Steinlosten gegen 20 Tagerente von 5000 Menschen erforderlich, und die Transportkosten würden sich trotz der hochgradigen Bedürfnislosigkeit der Chinesen doch auf etwa 20 M. für 60 Kilometer die Tonne, also ungeheuer hoch belaufen. Jedenfalls kann man sich hiernach einen Begriff von der Umwälzung der Verkehrsverhältnisse durch den Bau von Eisenbahnen und von dem Schrecken machen, der die Chinesen bei dem Austausch dieser Verkehrseinrichtung befallen hat. Das Land bietet hinsichtlich des Verkehrs einmal große Verschiedenheit im Süden und Norden, das andere mal im Westen und Osten. Grenzen sind zwischen Süd- und Nordchina die Fortsetzungen des Kuen-luen, die anfangs hoch und fast östlich laufend schließlich als Hügelketten im Vogen an die Mündung des Flauen Flusses führen; zwischen dem maritimen Ostchina und dem kontinentalen Westchina der Abfall des Hoch- und Gebirgslands im Innern zu den Tiefländern des Nordens, bezw. dem Berg- und Hügelland des Südostens. Der Norden kennt als Verkehrsmittel neben dem Menschen, der überall das wichtigste ist, auch Tier und Wagen. Man benützt Maultiere, Esel und Kameele, sehr wenig Pferde. Die Wagen sind einachsiger und wegen der sehr schlechten Wege ungemein fest gebaut, „die Lust der Chinesen, der Schrecken der Europäer“. Die Straßen sind alle sehr schmal, selten trifft man auf 6 Meter breite Wege, und in jämmerlicher Verfassung. Das großartige Straßennetz des Mongolenkaisers Kublai Chan ist völlig verfallen. Im Gebirgslande des Südens, wo die Flüsse die Eroßion vollständig ausgeführt haben, überwiegt der Wasserverkehr. Die Chinesen setzen ihre Boote, die elastischen Boden haben, über kleine Nisse hinweg. Der Zwischenverkehr wird auch hier durch Träger besorgt. Dampfer kommen die großen Ströme, wie den Han, an dessen Mündung Hanlau liegt, und den gewaltigen Yangtse heute schon hinauf. Im Osten herrscht mihin der freieste Verkehr, dagegen hat der Westen nur enge Fußwege und Reisende können dort schwer vorwärts kommen, zumal die Reisfelder erst im Herbst trocken sind. In Schansi bilden die 100 Meter mächtigen Lössformationen Schranken für den Vormarsch, da sie mehrfach steil abfallen. Solche Regionen müssen dann umgangen werden. —

Volkskunde.

— Der Volksmund. Der Liebhaber der Volkskunde findet für seine Studien nirgends eine so reiche, schier unerschöpfbare Fundgrube als im Munde des Volks. Wie Gevatter Schneider und Handschuhmacher ihren Gefühlen und Meinungen Ausdruck geben, wie sie jauchzen und wie sie klagen, wie sie lieben und wie sie hassen, wie sie schimpfen und wie sie fluchen, — das prägt die Eigenart des Volks klarer und deutlicher aus als die tiefstimmigsten Betrachtungen in hiden Händen grundgelehrter Werte. Und ebenso lehrreich sind vergleichende Streifzüge aus einem Gau des Landes in den anderen, bei denen man die Wanderungen und Umgestaltungen der alltäglichsten Redensarten verfolgen kann. Dr. Niels hat kürzlich im Berliner „Verein für Volkskunde“ einen solchen Streifzug unternommen und stellte dabei zunächst fest, daß der Volksmund allenthalben fast immer zu viel spricht. Die Knappheit des Ausdrucks ist nur sehr wenigen Menschen eigen. Das Mehr an Worten entspringt vielleicht der Freude an der Musik der Sprache. Der Volksmund liebt es, Gefühlsäußerungen mit gewissen Lauten zu begleiten, wie ha, ah, eh, i, u, o, Laute, die an und für sich nichts sagen, sie sind aber eine musikalische Steigerung, die für das Verständnis mehr beitragen, als Worte. Der musikalische Ausdruck der Sprache kommt insbesondere bei der Freude zur Geltung durch Ausrufe, die an sich nichts bedeuten, wie holdrio, hallo. In solchen Fällen klagt der Volksmund am wenigsten mit Worten, wie man an der Berliner Redensart „id schreie mir dot“ sehen kann. Es dürfte die Frage gerechtfertigt sein, ob die zwingende Gewalt zu den unartikulierten Ausrufen vom Klang oder dem Rhythmus ausgeht. Die erstere Annahme ist deshalb die wahrscheinlichere, weil in den Redensarten der musikalische Laut vorberührt, und daß der Volksmund selbst noch eine Ahnung von der Herkunft der Ausrufe hat, beweist die Berliner Redensart: Da liegt Musik drin; auch im Rheingau pflegt man zu sagen: es ist Musik in dem Wein.

Zu den ältesten Gewohnheiten des Volks gehört der Gebrauch der Schimpfworte. Um den Gegner zu reizen, wandte man auf ihn Tiernamen an, die ihn herabwürdigten sollten. Wahre Muster von Schimpfworten hat uns Homer überliefert und nicht minder die alten Kanzelredner. Doch diese Art von Schimpfworten haben die Kraft verloren, denn mit Ausnahme der Bezeichnung „Hund“ haben sie nicht mehr die Bezeichnung der Feindschaft. Heute ist das Schimpfwort meist der Ausdruck der Ungeduld wegen mangelnden Verständnisses des Partners, auch wandelt es sich oft zu sprachlichen Siegeln um, wie „Aas“ usw. Neben dem Schimpfwort gewinnt der Fluch die Herrschaft; außer dem einfachen „verflucht“ ist das „Donnerwetter“, „heiliges Wetter“ und andre Wendungen, die eine Hebergewalt ausdrücken sollen, am häufigsten, gerade so wie bei den Ausrufen zur Abwehr von Schädigungen: Herrje, Jotte doch usw. Diese sind übrigens auch sprachliche Ornamente geworden, die als Füllsel benützt werden. Mit der häufigen Verwendung von Worten steht in diesen die ebenfalls vorkommende Wortlarmheit in starkem Widerspruch. Die Wortlarmheit ist oft so auffallend, daß sie viele Sätze zu Siegeln zusammenschrenkt, wie bei der Frage: wohnst Du noch da? Ferner ist es eine Eigentümlichkeit des Volksmunds, das schon Ausgesprochene zu wiederholen; auch ist die Uebersetzung ein ständiges Hilfsmittel, aber der Volksmund bleibt nicht beim bloßen Nennennamen, sondern greift zu Bildern, die in den betreffenden Gegenden ganz fremd sind. Am fernigsten ist der Volksmund auf dem Lande, wogegen die Redensarten der Städte recht schal erscheinen, wie in der Wendung: „Da hört Veders Westgeschichte schon beim zweiten Bande auf.“ Die Redensart ist zwar deutlich, aber sehr gekünstelt. Die Städte übertreiben auch viel mehr als die Landbewohner. Einzelne Wendungen sind für bestimmte Gegenden charakteristisch, so für Bremen „und da“, für Holstein „und joga“, für Berlin „ach so, ja“. In vielen Gegenden sind die Bauern redefaul, weil die Einsamkeit eine gewisse Wortlarmheit zur Folge hat, und unter den Bauern sind wieder diejenigen, die am einsamsten zu leben pflegen, wie die Schäfer, am wortlarmsten. Das kommt auch beim Volksmund zum Durchbruch. Der Typus des modernen Städters dagegen besteht darin, mit vielen Worten nichts zu sagen. Den Berliner Wig schreibt man der Einwirkung der französischen Emigranten zu, aber diese Annahme ist unrichtig, denn die Hugenotten, die sich in der Uckermark niedergelassen haben, hatten auf die dortige Bevölkerung eine solche Einwirkung nicht ausgeübt, sondern sind selbst wortlarm geworden. Gewisse Eigentümlichkeiten bestimmter Städte, wie in Mainz die Getradtheit, in Hamburg die Offenheit, in Wien die Gemüthlichkeit sind nicht städtische, sondern stammesartige Eigenschaften. Weiter ist beim Volksmund noch keine Neigung zu harmlosen Unwahrheiten hervorzutreten, die insbesondere bei der Frage nach dem Befinden zur Geltung kommt. Er hat aber auch überall die Neigung zum Klagen: mit dem Geschick zu hadern, ist eine Eigentümlichkeit, die alle Volkskreise haben, vom sitzgebildeten Sextaner bis zum Großkaufmann, dem eine Spekulation mißfällt ist. Auch das Mißtrauen kommt im Volksmund zum Ausdruck, doch ist es meist nicht böseartig. Ueberhaupt hat das Volk häufig Lust zum Räsonnieren, was zumeist der gekränkten Eitelkeit entspricht. Kurz, wenn man den Volksmund richtig beurteilen will, dann muß man sich darnach richten, was er selbst in seiner bekannten Redensart ausspricht: „Die Brüder muß man kennen.“ — (Tägl. Rundsch.)

Meteorologisches.

ss. Staubige Seefahrten. Von den Liebhabern des Seefahrens wird es gewiß nicht an letzter Stelle als Vorzug betrachtet, daß man dabei von dem Staub verschont bleibt, der einem die Fahrten über Land, sei es auf der Eisenbahn, sei es auf der Landstraße, meistens so sehr verleidet. Leider ist es aber gar nicht so, daß die Luft über der See und sogar auf dem hohen Ocean wirklich staubfrei wäre. Wenn man z. B. auf einem großen transatlantischen Dampfer fährt, der täglich mehrere Hundert Tonnen Kohle verbrennt, und viele Hundert Passagiere an Bord hat, so mag man den sich immer wieder auf Deck ansammelnden Staub auf die Wirkung des Kohlenrauchs und der zu Tausenden über den Schiffsboden hin und her wandelnden Fäße schieben, aber die Erfahrung lehrt, daß die Staubanammlung auf einem solchen großen Dampfer sogar geringer ist, als auf einem Segelschiff mit wenigen Mann Besatzung und ohne jede Rauchentwicklung. Alle, die mit den Verhältnissen auf Segelschiffen vertraut sind, wissen, daß immer eine außerordentliche Menge von Staub auf Deck zu finden ist, wie sorgfältig es auch am Morgen gewaschen und wie wenig auch während des Tags gearbeitet werden mag. Der Staubbald ereignet sich nach diesen Erfahrungen bei Einbruch der Nacht. Wahrscheinlich ist, daß die dann eintretenden Nebel ihn aus der Luft herab bringen, denn es ist so gut wie erwiesen, daß die Wasserbläschen eines Nebels zu ihrer Bildung feiner Staubböhrchen bedürfen, die gewissermaßen als Kerne zur Verdichtung des Wassers dienen, danach ist schon die Thatsache des Vorkommens von Nebel über dem Meere ein Beweis für die Anwesenheit von feinem Staub auch in der Seeluft. Daß auf Dampfern der Staubbald geringer ist als auf Segelschiffen kann dem Umstand zugeschrieben werden, daß der aus dem Schornstein aufsteigende Rauch den sonstigen Staub gerade von dem Schiffe fernhält, während die große Fläche von Segelguth auf den Segelschiffen als Staubbänger wirkt. —

Astronomisches.

— Die Geschwindigkeit der Meteore. Man schreibt der „Frankfurter Zeitung“: „Prof. Ellin, Direktor der Sternwarte des Yale-College, hat einen Apparat in Thätigkeit gesetzt, der die Frage der Geschwindigkeit der Meteore im Raume genauer zu lösen bestimmt ist, als dies durch die bisherigen direkten Beobachtungen geschehen konnte. Zieht eine Feuerkugel ihre leuchtende Bahn am nächtlichen Himmel, so kann aus Beobachtungen von verschiedenen Standorten auf der Erde der Weg, den sie innerhalb der Erdatmosphäre zurückgelegt hat, nach Anfangs- und Endpunkt genau ermittelt werden. Um aber die Bahn im Weltraum, die das Meteor direkt auf die Erde stoßen ließ, rückwärts zu berechnen, ist es noch sehr wesentlich, die Geschwindigkeit in diesem letzten Teil der Bahn zu kennen. Diese ergibt sich, da die Länge des Wegs aus dem Orte des Anfangs- und Endpunkts bekannt ist, sofort, wenn die Zeit genau festgestellt ist, die das Meteor zur Zurücklegung dieses Wegs brauchte. Es ist aber höchst schwierig, diese kurze Zeit, die oft weniger als eine Sekunde beträgt und fünf Sekunden wohl nur selten übersteigt, mit der erforderlichen Genauigkeit abzuschätzen. Die Plötzlichkeit der Erscheinung heller Feuerkugeln läßt dem meist in Schätzungen so kleiner Zeiten ungewöhnten Beobachter gar nicht die Ruhe, dieses wichtige Element genau abzuwägen und die Notierungen der Erscheinungsdauer bei Meteoriten fehlen daher meistens oder sind, wenn sie gegeben werden, nicht selten um 100 und mehr Prozent fehlerhaft. Dieser Fehler wirkt aber in vollem Betrage auf die Berechnung der kosmischen Bahn des Meteors und diese ist ja gerade das Interessante an der schönen Erscheinung. — Es ist nun schon oft gelungen, Sternschnuppenbahnen zu photographieren mit Linsen, die ein sehr großes Feld des Himmels auf einmal aufnehmen, und Ellin führte nun noch die Idee aus, vor der aufzunehmenden Platte einen Rahmen mit Schlitzen derart rotieren zu lassen, daß der Rahmen die Platte gegen das Sternlicht verdeckte, die Schlitze aber diesem den Zutritt gestatteten. Flog nun eine Feuerkugel durch den abgebildeten Raum des Himmels, so zeichnete sie nicht, wie sonst, eine zusammenhängende Linie, sondern eine in gleichen Intervallen unterbrochene. Die Unterbrechungen rührten von den Verdeckungen durch den Rahmen her und die ausgezogenen Stellen geben nun durch ihre Zahl an, wie viel Schlitze vor der Linse passiert waren, während das Meteor seine Bahn beschrieb. Da die Zeit, die ein Schlitze zum Passieren braucht, bekannt war, weil sie von der Geschwindigkeit der Umdrehung des Rahmens herrührte, so folgte aus der Zahl der ausgezogenen Stellen die Zeitdauer, die das Meteor zum Zurücklegen seiner Bahn in der Erdatmosphäre brauchte. Traten nun hierzu Beobachtungen von mindestens einer andern Station, so konnte die räumliche Geschwindigkeit berechnet werden. Ellin teilt die Ergebnisse von fünf gelungenen Aufnahmen mit, und zwar hatten die betreffenden Meteore Geschwindigkeiten von 34,4, 32,0, 32,4, 39,9 und 34,0 Kilometern in der Sekunde. Diese großen Zahlen, die die Geschwindigkeiten unserer Kometen um das Zweifelhafte übersteigen, können nur den erstauen, der vergißt, daß wir es hier mit kosmischen Bewegungen zu thun haben. Da diese Geschwindigkeiten in einem Punkt des Sonnensystems stattfinden, der sich sehr nahe der Erdbahn befindet, so liegt es nahe, sie mit der

Geschwindigkeit der Erde in ihrer Bahn zu vergleichen. Die Erde läuft aber pro Sekunde 30 Kilometer, und sie beschreibe nahezu eine Kreisbahn. Nach mathematischen Gesetzen wird nun die Geschwindigkeit eines der Sonnen-Anziehung unterworfenen Körpers an einem bestimmten Punkt immer größer, je nachdem die Bahn ein Kreis, eine Ellipse, eine Parabel oder eine Hyperbel ist (andere Kurven als diese 4 sind unidentifizierbar). In der Entfernung der Erde wird nun eine Kreisbahn mit 30, eine Parabel aber mit 42 Kilometer Geschwindigkeit durchlaufen. Obige 5 Meteore bewegten sich also sämtlich in Ellipsen, die der zweiten und dritten weichen noch nicht stark von der Kreisform ab, das vierte aber beschrieb schon eine sehr langgestreckte fast parabelähnliche Bahn, immerhin aber noch eine Ellipse. Und das ist das Wichtigste. Denn die Ellipse ist noch eine geschlossene Kurve, was Parabel und Hyperbel nicht sind. Die fünf beobachteten Meteore waren also dauernde Glieder des Sonnensystems, die oft die Sonne umkreisten hatten, bis sie mit der Erde zusammenstießen. Sie stammen nicht, wie das sonst von den Meteoriten angenommen wird, aus welterfernten Räumen, als Trümmer der Planeten anderer Sonnen fortgeschleudert, und in rastloser Wanderung begriffen, der der Zusammenstoß mit der Erde ein Ende machte. Die Fortsetzung der Elliptischen Bewegung ist gerade unter dem Gesichtspunkt interessant, ob sich auch Meteore mit hyperbolischer Geschwindigkeit finden, denn aus jenen fünf lassen sich ja allgemeine Schlüsse noch nicht ziehen. —

Humoristisches.

— Subalterne Sorgen. „Ihr Adolf ist viel fähiger und fleißiger als der Sohn des Herrn Präsidenten.“
 „Um Gotteswillen, Herr Professor, wenn das meinem Manne nur nicht in der Karriere schadet!“ —
 — Mißverständene Aufforderung. Mutter: „... Der Herr, welcher unser Klavier kaufen wollte, ist nicht wiedergekommen! Was für eine Auskunft hast Du ihm eigentlich gegeben?“
 Tochter: „Gar keine! Ich habe nur gesagt: Sprechen Sie mit Mama!“
 Mutter: „Ja, das war aber auch leichtsinnig!“ —

— Aus einem Roman. ... Außer sich vor Freude stürzte er zu der Geliebten und rief ihr schon von weitem zu: „Leures Herz, freue Dich, wir können jetzt heiraten! Es ist mir endlich gelungen, eine Hütte zu erwerben, in der wir glücklich sein werden.“
 (Schloß folgt.)

Notizen.

— Ein Preisausschreiben veranstaltet der „Allgemeine Deutsche Sprachverein“, dessen Gegenstand die beste Verdeutschung der folgenden zehn Wörter ist: 1. Amateur, 2. Baby, 3. Concours hippique, 4. Couplet, 5. Hotelrestaurant, 6. Pedal (beim Fahrrad), 7. Record, 8. Reclame, 9. Rochade, rochiren, 10. Sweater (als Kleidungsstück). Preise: je fünf Mark. Bedingungen: 1. Die Verdeutschung darf in keinem Fremd- oder Verdeutschungs-Wörterbuch enthalten sein. 2. Bewerbungen müssen spätestens am 31. Dezember 1900 bei Herrn Oberlehrer Dr. Siebert, Wilmersdorf bei Berlin, Wegenerstraße 19, eingehen.
 — Frig Slowronnells Schauspiel „Meine Tochter“ (früher „Zwei Mütter“ benannt) geht am Freitag im Luisen-Theater zum erstenmal in Scene. —
 — Im Neuen Theater gelangt am Freitag Thilo von Troths und Julius Freund's Schwan „Liebesprobe“ zur erstmaligen Aufführung. —
 — „Der Brautvater“, eine Gesangsposse von Adolf Rosée, mit der Musik von Heinrich Placheder, wird demnächst am Central-Theater seine Erstaufführung erleben. —
 — Leoncavallos neue Oper „Zaza“ wird am 10. November in Mailand zum erstenmal in Scene geben. —
 — In einem der größten Petersburger Theater herrscht nach der „Rossija“ eine sonderbare Einrichtung: der Zugang Fremder zu den Garderoben der Schauspieler ist nicht verboten; um in die Garderobe der Schauspielerinnen zu gelangen, zahlt ein jeder Besucher fünf Rubel. —
 — Die ältesten Banknoten stammen aus China und zwar aus dem Jahre 2697 vor Christi Geburt. Ursprünglich wurden diese Noten von der kaiserlichen Schatzkammer ausgegeben, später auch von Banken, aber unter staatlicher Kontrolle. Sie waren mit blauer Farbe auf Papier gedruckt, welches aus den Fasern des Maulbeerbaums gemacht worden. Eine solche Note aus dem Jahre 1399 vor Christi Geburt bewahrt das asiatische Museum zu St. Petersburg. —
 — Die erste Volksvorstellung im Weimarer Hoftheater zu bedeutend ermäßigten Preisen war außerordentlich stark besucht. Kleists „Räthchen von Heilbronn“ wurde gegeben. Die Karten waren an den gewöhnlichen Billethältern an jedermann ausgegeben worden. Die Folge war, daß Balken und Logen zum größten Teil von Pensionärinnen besetzt waren, die sich den billigen Preis von 1 M. zu nutze machten. —